

Leseprobe aus:

Lauren Beukes

Shining Girls



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

LAUREN BEUKES

SHINING

GIRLS

THRILLER

Aus dem Englischen von
Karolina Fell

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
«The Shining Girls» bei HarperCollins Publishers, London.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, August 2015
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«The Shining Girls» Copyright © 2012 by Lauren Beukes
Redaktion Katharina Rottenbacher
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg,
nach dem Original von HarperCollins Publishers Ltd 2013
Titelfoto plainpicture / Millennium;
Titeltypographie © Craig Ward / www.wordsarepictures.co.uk
Satz Documenta PostScript, PageOne,
bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 25975 3

FÜR MATTHEW

HARPER

17. Juli 1974

Er umklammert das orangefarbene Plastikpony in der Tasche seines Jacketts. Es liegt schweißig in seiner Hand. Hier ist Hochsommer, zu heiß für das, was er trägt. Aber er hat gelernt, bei diesem Vorhaben eine Art Uniform anzulegen; vor allem Jeans. Er geht mit großen Schritten – ein Mann, der zu einem Ziel unterwegs ist, trotz seines Hinkens. Harper Curtis ist kein Schmarotzer. Und die Zeit wartet auf niemanden. Außer, wenn sie es tut.

Das Mädchen sitzt im Schneidersitz auf dem Boden, ihre bloßen Knie sind so weiß und knochig wie Vogelschädel, und sie haben Grasflecken. Bei dem knirschenden Geräusch seiner Stiefel auf dem Kies sieht die Kleine auf, aber nur lang genug für ihn, um zu erkennen, dass ihre Augen unter diesem Gewirr schmuddeliger Locken braun sind, dann beachtet sie ihn nicht mehr, sondern widmet sich wieder ihrer Beschäftigung.

Harper ist enttäuscht. Er hatte sich beim Näherkommen vorgestellt, ihre Augen wären vielleicht blau; die Farbe des Lake Michigan, weit draußen, wo die Uferlinie verschwindet und man sich fühlt, als wäre man mitten auf dem Ozean. Braun ist die Farbe des Krabbenfischens, wenn der Schlamm an den seichten Stellen aufgewühlt ist und man Scheiße nicht als Scheiße erkennt.

«Was machst du da?», fragt er und lässt seine Stimme fröhlich klingen. Er geht neben ihr in dem spärlichen Gras in die Hocke. Wirklich, er hat noch nie ein Kind mit so wildem Haar gesehen. Als hätte ein Staubteufel, ihr eigener kleiner Wirbelsturm, die Kleine herumkreiseln lassen und auch noch den ganzen Ramsch durcheinandergeschleudert, der wahllos um sie verteilt ist: ein paar rostige Blechdosen, ein auf die Seite gekippter, verbo-

gener Fahrradreifen, von dem die Speichen hochstehen. Ihre Aufmerksamkeit ist auf eine angeschlagene Teetasse gerichtet, die sie umgedreht hat, sodass die silberfarbenen Blumen am oberen Rand im Gras verschwinden. Der Griff ist abgebrochen, hat zwei grobe Stümpfe hinterlassen. «Spielst du Teekränzchen, Herzchen?», versucht er es noch einmal.

«Das ist kein Teekränzchen», murmelt sie in den blütenblattförmigen Kragen ihres Karohemdes. Kinder mit Sommersprossen sollten nicht so ernst sein, denkt er. Das passt nicht zu ihnen.

«Tja, auch gut», sagt er. «Ich trinke sowieso lieber Kaffee. Geben Sie mir bitte eine Tasse, Ma'am? Schwarz, mit drei Stück Würfelzucker, okay?» Er greift nach der angestoßenen Porzellantasse, und das Mädchen schreit auf und schlägt seine Hand weg. Ein dunkles, wütendes Summen dringt unter der umgedrehten Tasse hervor.

«Meine Güte. Was hast du denn da drunter?»

«Das hier ist kein Teekränzchen! Es ist ein Zirkus!»

«Tatsächlich?» Er knipst sein Lächeln an, das dummliche, das sagt, dass er sich selbst nicht allzu ernst nimmt und die anderen es auch nicht tun sollten. Aber sein Handrücken brennt, wo sie ihn geschlagen hat.

Sie funkelt ihn misstrauisch an. Nicht, weil er ein böser Mann sein oder ihr etwas antun könnte. Sondern weil sie sich ärgert, dass er nichts kapiert. Er schaut sich noch einmal um, sorgfältiger jetzt, und da erkennt er ihn: ihren Ramschzirkus. Die große Hauptmanege, deren Rund sie mit dem Finger in den Schmutz gezeichnet hat, ein Drahtseil aus einem flachgeklöpften Trinkhalm, der zwischen zwei Getränkedosen festgemacht ist, das Riesenrad aus dem eingedellten Fahrradreifen, der schräg an einem Busch lehnt, von einem Stein an Ort und Stelle gehalten, und aus Zeitschriften ausgerissene Papiermenschen, die zwischen seinen Speichen stecken.

Es entgeht ihm nicht, dass der Stein, der den Reifen aufrecht

hält, perfekt in seine Faust passen würde. Und auch nicht, dass eine dieser nadeldünnen Fahrradspeichen so leicht durch das Auge des Mädchens gleiten würde wie durch Wackelpudding. Er presst das Plastikpony in seiner Tasche zusammen. Das wilde Summen, das unter der Tasse hervordringt, läuft ihm das gesamte Rückgrat hinunter und verursacht ein Ziehen in seinem Schritt.

Die Tasse ruckelt, und das Mädchen hält sie mit den Händen fest.

«Wow!» Die Kleine lacht, bricht den Bann.

«Wow, echt! Hast du da einen Löwen drunter?» Er schubst sie mit der Schulter an, und ein Lächeln bricht durch ihre finstere Miene, aber nur ein kleines. «Bist du Domppteurin? Bringst du ihm bei, durch einen brennenden Reifen zu springen?»

Sie grinst, ihre Sommersprossen ziehen sich mit ihren Apfelbäckchen hoch, strahlend weiße Zähne werden sichtbar. «Nö, Rachel sagt, ich darf nicht mit Streichhölzern spielen. Nicht nach dem letzten Mal.» Sie hat einen etwas schräg stehenden Eckzahn, der leicht über den seitlichen Schneidezahn ragt. Und ihr Lächeln macht ihre brackwasserbraunen Augen mehr als wett, weil er jetzt das Funkeln in ihrem Blick sehen kann. Es lässt dieses Absturzgefühl in ihm aufsteigen. Es tut ihm leid, dass er an dem Haus gezweifelt hat. Sie ist es. Sie ist eins von ihnen. Eins von seinen Shining Girls.

«Ich bin Harper», sagt er atemlos und streckt ihr die Hand entgegen. Sie muss ihren Griff an der Tasse ändern, um seine Hand zu schütteln.

«Bist du ein Fremder?», will sie wissen.

«Jetzt nicht mehr, stimmt's?»

«Ich heiße Kirby. Kirby Mazrachi. Aber ich ändere meinen Namen in Lori Star, sobald ich alt genug dafür bin.»

«Wann gehst du nach Hollywood?»

Sie zieht die Tasse über den Boden auf sich zu, provoziert das

Insekt darunter zu neuen Gipfeln wütender Raserei, und er weiß, dass er einen Fehler gemacht hat.

«Bist du sicher, dass du kein Fremder bist?»

«Ich meine natürlich den Zirkus, verstehst du? Was wird Lori Star dort machen? Trapezfliegerin? Elefantenreiterin? Clown?» Er legt sich den Zeigefinger über die Oberlippe. «Die Dame mit dem Schnurrbart?»

Zu seiner Erleichterung kichert sie. «Neiiiiin.»

«Löwenbändigerin! Messerwerferin! Feuerschluckerin!»

«Ich werde Seiltänzerin. Ich habe schon geübt. Willste mal sehen?» Sie will aufstehen.

«Nein, warte», sagte er, plötzlich hoffnungslos. «Kann ich deinen Löwen sehen?»

«Es ist eigentlich kein Löwe.»

«Das behauptest du», reizt er sie.

«Okay, aber du musst wirklich vorsichtig sein. Ich will nicht, dass sie wegfliegt.» Sie kippt die Tasse ein winziges bisschen an. Er legt die Wange auf den Boden und späht darunter. Der Geruch nach zertretenem Gras und schwarzer Erde ist beruhigend. Unter der Tasse bewegt sich etwas. Pelzig behaarte Beine, eine Ahnung von Gelb und Schwarz. Fühler tasten in Richtung des Spalts. Kirby atmet scharf ein und kippt den Tassenrand hastig wieder auf den Boden.

«Das ist aber mal eine dicke Hummel», sagt er und lässt sich auf die Fersen zurücksinken.

«Ich weiß», sagt sie stolz.

«Du hast sie ganz schön wild gemacht.»

«Ich glaube, sie will nicht zum Zirkus.»

«Soll ich dir was zeigen? Aber du musst mir vertrauen.»

«Was denn?»

«Willst du eine Seiltänzerin haben?»

«Nein, ich ...»

Aber er hat die Tasse schon angehoben und die verstörte Hum-

mel in seine Hand geschoben. Ihr die Flügel auszureißen macht das gleiche dumpfe Geräusch, mit dem man den Stiel aus einer Sauerkirsche zupft, wie in Rapid City, wo er mal bei der Kirsch-ernte gearbeitet hat. Er war kreuz und quer durch das ganze gott-verdammte Land gefahren, war der Arbeit nachgejagt wie eine läufige Hündin. Bis er das Haus gefunden hat.

«Was machst du da!», schreit sie.

«Jetzt müssen wir nur noch Fliegenpapierstreifen zwischen den beiden Dosen aufspannen. So ein fettes altes Vieh wie das hier müsste es schaffen, die Füße rauszuziehen, aber es ist trotzdem klebrig genug, damit sie nicht runterfällt. Hast du ein bisschen Fliegenpapier?»

Er setzt die Hummel auf dem Rand der Tasse ab. Sie klammert sich an die Kante.

«Warum hast du das gemacht?» Sie schlägt ihm auf den Arm, ein Wirbel von Schlägen mit offenen Handflächen.

Ihre Reaktion verblüfft ihn. «Spielen wir denn nicht Zirkus?»

«Du hast sie kaputt gemacht! Geh weg! Geh weg, geh weg, geh weg, geh weg.» Es wird zu einem Sprechgesang, im Takt mit jedem Schlag.

«Hör auf. Jetzt hör aber auf.» Er lacht, aber sie schlägt ihn immer weiter. Er hält sie an den Handgelenken fest. «Ich mein's ernst. Hör verdammt noch mal auf, Lady.»

«Man darf nicht fluchen!», brüllt sie und bricht in Tränen aus. Das läuft nicht, wie er es geplant hatte – soweit er überhaupt eine dieser ersten Begegnungen planen kann. Die Unberechenbarkeit von Kindern ermüdet ihn. Deshalb mag er kleine Mädchen nicht, deshalb wartet er, bis sie älter werden. Später ist das alles eine ganz andere Geschichte.

«Schon gut, tut mir leid. Heul nicht, okay? Ich hab was für dich. Aber bitte, weine nicht. Sieh mal.» Verzweifelt zieht er das orangefarbene Pony heraus, oder versucht es jedenfalls. Der Kopf bleibt in seiner Tasche hängen, und er muss es mit einem Ruck

herauszerren. «Hier.» Er streckt es ihr entgegen, will, dass sie es nimmt. Einen der Gegenstände, die alles miteinander verbinden. Deshalb hat er es ja überhaupt mitgebracht, oder? Er wird kurz unsicher.

«Was ist das?»

«Ein Pony. Siehst du das nicht? Ist ein Pony nicht viel besser als so eine langweilige Hummel?»

«Es ist nicht lebendig.»

«Das weiß ich. Verdammt. Jetzt nimm's einfach, okay? Es ist ein Geschenk.»

«Ich will es nicht», sagt sie schniefend.

«Okay, es ist kein Geschenk, es ist ein Pfand. Du passt für mich darauf auf. Wie bei der Bank, wenn du ihnen dein Geld gibst.» Die Sonne brennt herunter. Es ist zu heiß, um ein Jackett zu tragen. Er kann sich kaum konzentrieren. Er will es nur hinter sich bringen. Die Hummel fällt von der Tasse und liegt auf dem Rücken im Gras, ihre Beine strampeln in der Luft.

«Ich überlege.»

Er ist schon wieder ruhiger. Alles ist, wie es sein soll. «Also, pass darauf auf, okay? Das ist wirklich wichtig. Ich komme wieder, um es abzuholen. Verstehst du?»

«Warum?»

«Weil ich es brauche. Wie alt bist du?»

«Sechsdreiviertel. Fast sieben.»

«Das ist toll. Wirklich toll. Jetzt geht's los. Eine Runde nach der anderen, wie bei deinem Riesenrad. Wir sehen uns wieder, wenn du groß geworden bist. Halt Ausschau nach mir, okay, Herzchen? Ich komme zu dir zurück.»

Er steht auf, klopft sich den Staub vom Hosenbein. Er dreht sich um und geht eilig über das Grundstück, ohne sich umzudrehen, nur ganz leicht hinkend. Sie beobachtet ihn, wie er die Straße überquert und Richtung Bahnlinie hinaufgeht, bis er zwischen den Bäumen verschwindet. Sie betrachtet das Plastikspielzeug,

das noch feucht ist von seinem Griff, und ruft hinter ihm her: «He! Ich will dein blödes Pferd nicht!»

Sie wirft es auf den Boden, und es prallt einmal ab, bevor es neben ihrem Fahrradreifen-Riesenrad liegen bleibt. Sein aufgemaltes Auge starrt ausdruckslos auf die Hummel, die sich aufgerichtet hat und sich durch den Staub wegschleppt.

Aber die Kleine wird später wiederkommen, um das Pony zu holen. Natürlich macht sie das.

H A R P E R

20. November 1931

Der Sand gibt unter ihm nach. Es ist überhaupt kein Sand, sondern stinkender, eiskalter Matsch, der in seine Schuhe quillt und seine Socken durchnässt. Harper flucht leise vor sich hin, er will nicht, dass ihn die Männer hören. Er hört ihre Rufe in der Dunkelheit. «Siehst du ihn? Hast du ihn erwischt?» Wenn das Wasser nicht so verdammt kalt wäre, würde er es riskieren hinauszuschwimmen, um ihnen zu entkommen. Aber er zittert auch so schon heftig unter dem Wind, der vom Lake Michigan herüberstreicht und ihm unters Hemd fährt, weil er seine Jacke, vollgeschmiert mit dem Blut dieses Arschlochs, hinter der Kneipe zurückgelassen hat.

Er watet über den Strand, sucht sich einen Weg zwischen dem Müll und dem verrottenden Gerümpel, der Schlamm saugt an jedem seiner Schritte. Er kauert sich hinter eine Baracke am Wasser. Sie besteht aus Packkisten, die mit Dachpappe zusammengehalten werden. Licht dringt durch die Spalten und die Flickstellen aus Karton, sodass es aussieht, als würde das ganze Ding glühen. Er versteht nicht, warum die Leute so nahe am See bauen – als würden sie denken, das Schlimmste wäre ihnen schon passiert und es könnte nicht weiter abwärts gehen. Als wüssten sie nicht, dass die Leute an den seichten Stellen hinschießen. Als wüssten sie nicht, dass der See bei solchen Regenfällen über die Ufer treten und die ganze verdamnte, stinkende Hooverville wegschülen könnte. Diesen Slum, die Heimstatt der Vergessenen, denen sich das Unglück bis auf die Knochen gefressen hat. Niemand würde sie vermissen. Genauso wenig, wie irgendjemand den verdamnten Jimmy Grebe vermissen wird.

Er hat nicht damit gerechnet, dass Grebe dermaßen bluten würde. Dazu wäre es auch nicht gekommen, wenn der Bastard fair gekämpft hätte. Aber er war fett und besoffen und verzweifelt. Konnte keinen Schwinger landen, also hatte er versucht, Harper an den Eiern zu packen. Harper hat gespürt, wie der Hurensohn mit seinen dicken Fingern nach seiner Hose griff. Wenn einer fies kämpft, muss man sich noch fieser wehren. Es ist nicht Harpers Schuld, dass diese gezackte Glasscherbe eine Arterie erwischt hat. Er hatte schließlich auf Grebes Gesicht gezielt.

Und das alles wäre überhaupt nicht passiert, wenn dieser kranke Dreckskerl nicht angefangen hätte, auf die Karten zu husten. Grebe hatte den blutigen Schleim mit dem Ärmel weggewischt, klar, aber jeder wusste, dass er Tbc hatte und ansteckend war. Krankheiten und Pleiten und durchdrehende Männer. Das ist das Ende von Amerika.

Aber versuch das mal einem «Major» Klayton und seinem Trupp Schwanzlutscher-Bürgerwehr beizubringen, die so aufgeblasen tun, als würde ihnen ganz Hooverville gehören. Es gibt eben kein Gesetz hier. Genau wie es kein Geld gibt. Keine Selbstachtung. Er hat die Zeichen gesehen – und nicht nur die Schilder, auf denen «Zwangsversteigert» stand. Seien wir ehrlich, denkt er, Amerika hat es nicht anders verdient.

Ein blasser Lichtstrahl schwenkt über den Strand, bleibt an den Fußabdrücken hängen, die er im Sand hinterlassen hat. Aber dann schwingt die Taschenlampe in eine andere Richtung herum, und die Tür der Baracke öffnet sich, sodass es ganz hell wird. Eine magere Ratte von einer Frau kommt heraus. Ihr Gesicht ist hager und grau im Schein der Petroleumlampe – wie alle Gesichter hier –, als würden die Staubstürme den Leuten draußen auf dem Land alle individuellen Charakterzüge aus dem Gesicht blasen, während sie zugleich ihre Ernten vernichten.

Ein drei Nummern zu großes, dunkles Jackett hängt wie ein Schal über ihren knöchigen Schultern. Dicke Wolle. Es sieht

warm aus. Er weiß, dass er es der Frau wegnehmen wird, noch bevor er mitbekommt, dass sie blind ist. Ihr Blick ist leer. Ihr Atem riecht nach Kohl, und in ihrem Mund verfaulen die Zähne. Sie streckt die Hand aus, um ihn zu berühren. «Was ist?», fragt sie. «Was ist das für ein Geschrei?»

«Tollwütiger Hund», sagt Harper. «Die Männer jagen ihn. Sie sollten wieder reingehen, Ma'am.» Er könnte ihr einfach das Jackett von den Schultern nehmen und verschwinden. Aber sie könnte schreien. Sie könnte sich gegen ihn wehren.

Sie packt ihn am Hemd. «Moment», sagt sie. «Sind Sie das? Sind Sie Bartek?»

«Nein, Ma'am. Das bin ich nicht.» Er versucht, den Griff ihrer Finger zu lösen. Ihre Stimme hebt sich auf eine drängende Art. Die Art, die leicht Aufmerksamkeit erregt.

«Sie sind es. Sie müssen es sein. Er hat gesagt, Sie würden kommen.» Sie ist beinahe hysterisch. «Er hat gesagt, er würde...»

«Schsch, schon gut», sagt Harper. Es kostet ihn keinerlei Anstrengung, seinen Unterarm an ihre Kehle zu heben und sie mit seinem ganzen Gewicht rücklings an den Schuppen zu drücken. Nur damit sie still ist, sagt er sich. Man schreit nicht so leicht, wenn einem die Luftröhre zugeedrückt wird. Ihre Wangen blähen sich auf, mit einem Ploppen öffnet sich ihr Mund. Ihre Augen treten hervor. Protestierendes Röcheln dringt aus ihrem Rachen. Sie krallt ihre Hände in sein Hemd, als würde sie Wäsche auswringen, aber dann fallen ihre Hühnerknochenfinger herunter, und sie sackt gegen die Wand. Er folgt ihrer Bewegung mit seinem Körper, lässt sie sanft hinuntergleiten, und auch das Jackett zieht er ihr sanft von den Schultern.

Ein kleiner Junge starrt ihn aus der Türöffnung des Schuppens an, seine Augen sind groß genug, um jemanden zu verschlingen.

«Was glotzt du so?», zischt Harper den Jungen an und schiebt seine Arme in die Jackettärmel. Es ist ihm zu groß, aber das macht nichts. In der einen Tasche klimpert etwas. Loses Kleingeld, wenn

er Glück hat. Aber es wird sich als etwas ganz anderes herausstellen.

«Geh rein. Hol deiner Mutter ein bisschen Wasser. Es geht ihr nicht gut.»

Der Junge starrt ihn an, und dann, ohne seinen Gesichtsausdruck zu ändern, öffnet er den Mund und stößt ein schrilles Jammern aus, das die gottverdammten Taschenlampen anlockt. Lichtstrahlen zucken über die Tür und die am Boden liegende Frau, aber da rennt Harper schon. Einer von Klaytons Kumpanen – oder vielleicht ist es auch der selbsternannte Major persönlich – ruft: «Dort!», und die Männer hetzen hinter ihm her Richtung Strand.

Er flitzt durch das Gewirr der Baracken und Zelte, die ohne Sinn und Verstand errichtet wurden, dicht gedrängt, zwischen ihnen ist kaum Platz genug für eine Schubkarre. Da haben sogar Insekten noch mehr Selbstkontrolle, denkt er, während er hinter einem Schuppen abbiegt und Richtung Randolph Street rennt.

Er verlässt sich nicht auf Leute, die sich wie Termiten benehmen.

Er tritt auf eine Abdeckplane und fällt in eine Grube von der Größe eines Wandschranks, aber beträchtlich tiefer, aus der Erde gehackt, wo sich jemand den Anschein eines Zuhauses eingerichtet und als Dach einfach eine Abdeckung in den Boden genagelt hat.

Er kommt schwer auf, seine linke Ferse knallt mit einem scharfen Ton – als würde eine Gitarrensaite reißen – auf die Seite einer Holzpritsche. Der Aufprall schleudert ihn seitwärts an die Kante eines selbstgebauten Ofens, wo er mit dem Brustkorb auftrifft, sodass es ihm den Atem aus den Lungen presst. Es fühlt sich an, als hätte er einen glatten Durchschuss am Knöchel, aber er hat keinen Schuss gehört. Er kann nicht einatmen, um zu schreien, und er geht in der Ölplane unter, die halb auf ihn gefallen ist.

Dort entdecken sie ihn, wie er gegen die Plane kämpft und diesen Hurensohn verflucht, dem das Material oder das Geschick gefehlt hat, um einen ordentlichen Schuppen zu bauen. Die Männer

versammeln sich am Rand des Unterschlupfs, bedrohliche Silhouetten hinter dem grellen Strahl ihrer Taschenlampen.

«Du kannst nicht hierherkommen und einfach machen, was dir gerade einfällt», sagt Klayton mit Sonntagspredigerstimme. Harper kann endlich wieder atmen. Aber jedes Einatmen brennt wie ein Messerstich in seiner Seite. Er hat sich garantiert eine Rippe gebrochen, und am Fuß hat er sich noch schwerer verletzt.

«Du musst deinen Nachbarn respektieren, und dein Nachbar muss dich respektieren», fährt Klayton fort. Harper hat ihn diesen Satz bei den Gemeindeversammlungen sagen hören, als er darüber redete, dass sie unbedingt versuchen müssten, mit den Ladenbesitzern auf der anderen Seite der Straße klarzukommen – denen, die ihnen die Behörden auf den Hals hetzten, damit Warnschilder an jedes Zelt und jede Hütte gehängt wurden, die die Bewohner der Hooverville anwiesen, innerhalb von sieben Tagen das Gelände zu räumen.

«Schwer, jemanden zu respektieren, wenn man tot ist.» Harper lacht, auch wenn es sich mehr wie ein Keuchen anhört und sich sein Magen dabei vor Schmerzen zusammenzieht. Er denkt, dass sie Schrotflinten dabeihaben könnten, aber das ist unwahrscheinlich, und erst als der Strahl einer Taschenlampe von seinem Gesicht wegschwenkt, erkennt er, dass sie mit Rohren und Hämern bewaffnet sind. Wieder verkrampft sich sein Magen.

«Ihr solltet mich dem Gesetz übergeben», sagt er hoffnungsvoll.

«Nee!», gibt Klayton zurück. «Die Cops haben hier nichts zu suchen.» Er wedelt mit seiner Taschenlampe. «Zieht ihn raus, Jungs. Bevor noch unser Chinamann Eng zu seinem Loch zurückkommt und diesen dreckigen Abschaum dort drin sitzen sieht.»

Und jetzt folgt das nächste Zeichen, so klar wie die Morgendämmerung, die hinter der Brücke langsam über den Horizont kriecht. Bevor Klaytons Schläger herunterklettern können, fängt es an zu regnen, schneidende Tropfen, kalt und hart. Und von der anderen Seite des Lagers ruft jemand: «Polizei! Das ist eine Razzia!»

Klayton dreht sich um und verhandelt mit seinen Männern. Sie klingen wie Affen mit ihrem Geschnatter und den wedelnden Armen, aber dann jagt ein Flammenstoß durch den Regen, leuchtet bis weit hinauf in den Himmel und setzt ihrer Unterhaltung ein Ende.

«Hey, lassen Sie das ...» Ein Schrei hallt von der Randolph Street herüber. Gefolgt von einem weiteren. «Sie haben Petroleum!», brüllt jemand.

«Auf was wartet ihr noch?», fragt Harper ruhig in den trommelnden Regen und den Aufruhr.

«Du bleibst, wo du bist.» Klayton richtet sein Rohr auf ihn, während sich die Silhouetten zurückziehen. «Wir sind noch nicht fertig mit dir.»

Ohne auf das kratzende Geräusch zu achten, das seine Rippen machen, stützt sich Harper auf den Ellbogen zum Sitzen hoch. Er beugt sich vor, greift nach der Plane, die an einer Seite immer noch oben an ihren Nägeln hängt, und zieht daran, fordert das Unvermeidliche heraus. Aber die Plane hält.

Über sich hört er den herrischen Ton des Majors, dessen Stimme sich schrill über den Konflikt erhebt, als er irgendwelche Leute anschreit. «Haben Sie für das hier einen Gerichtsbeschluss? Denken Sie wirklich, dass Sie einfach so hierherkommen und die Häuser der Leute niederbrennen können, nachdem wir schon einmal alles verloren haben?»

Harper packt eine dicke Falte der Plane, stemmt sich mit dem unverletzten Fuß an dem umgestürzten Ofen hoch und zieht sich nach oben. Sein Knöchel schlägt gegen die Erdwand, und ein greller Schmerzblitz, so klar wie Gott selbst, blendet ihn. Er würgt, hustet eine klebrige Mischung aus Spucke und rot durchsetztem Schleim heraus. Er klammert sich an die Plane und blinzelt heftig gegen die schwarzen Löcher, die in seinem Sichtfeld aufblühen, bis er wieder sehen kann.

Die Rufe verschwinden im trommelnden Regen. Er muss sich

beeilen. Er zieht sich eine Handbreit nach der anderen an der öligen, feuchten Plane hinauf. Noch vor einem Jahr hätte er das nicht geschafft. Aber nachdem er zwölf Wochen Nieten in die Triboro Bridge in New York gehämmert hat, ist er so stark wie der rüdische Orang-Utan, dem er einmal auf einer Kirmes dabei zugesehen hat, wie er mit seinen bloßen Pranken eine Wassermelone in zwei Teile riss.

Von der gespannten Segeltuchplane kommt ein merkwürdig sprödes Geräusch, das ihn fürchten lässt, in dieses gottverdammte Loch zurückzustürzen. Aber die Plane hält. Dankbar zieht er sich über den Rand, und es ist ihm egal, dass er sich die Brust an den Nägeln aufreißt, mit denen die Plane befestigt ist. Später, wenn er in Sicherheit seine Verletzungen untersucht, wird er feststellen, dass die tiefen Kratzer aussehen, als hätte ihm eine leidenschaftliche Hure ihr Zeichen eingeritzt.

Da liegt er, das Gesicht im Schlamm, der Regen prasselt auf ihn nieder. Die Rufe haben sich entfernt, obwohl es nach Rauch riecht und sich das Licht von einem halben Dutzend Bränden mit dem Grau der Dämmerung vermischt. Ein paar Takte Musik dringen durch die Nacht, herübergetragen von einem Wohnungsfenster, aus dem sich vielleicht gerade die Mieter beugen, um das Spektakel zu genießen.

Harper kriecht auf dem Bauch durch den Schlamm, der Schmerz lässt Blitze durch seinen Kopf zucken – oder vielleicht sind sie auch real. Es ist eine Art Wiedergeburt. Als er ein passendes Stück Holz findet, auf das er sich stützen kann, richtet er sich auf und hinkt weiter.

Sein linker Fuß ist zu nichts zu gebrauchen, er zieht ihn hinter sich her. Aber er humpelt trotzdem weiter, durch den Regen und die Dunkelheit, weg von der brennenden Barackensiedlung.

Alles geschieht aus einem bestimmten Grund. Weil er gezwungen ist zu gehen, findet er das Haus. Weil er das Jackett genommen hat, besitzt er den Schlüssel.

KIRBY

18. Juli 1974

Es ist diese bestimmte Zeit ganz früh am Morgen, wenn die Dunkelheit schwer lastet, nachdem keine Züge mehr fahren und der Verkehr versiegt ist, aber bevor die Vögel anfangen zu zwitschern. In dieser Nacht herrscht eine Affenhitze. Die Art stickiger Wärme, die sämtliche Insekten hervorlockt. Motten und fliegende Ameisen klatschen gegen die Verandalampe wie in einem ungleichmäßigen Trommeltakt. Ein Moskito sirrt irgendwo oben an der Zimmerdecke.

Kirby liegt wach im Bett, streichelt die Nylonmähne des Ponys und lauscht auf die Geräusche des leeren Hauses, auf sein Knurren wie ein hungriger Bauch. «Es arbeitet», sagt Rachel immer. Aber Rachel ist nicht da. Und es ist spät, oder früh, und Kirby hat außer muffigen Cornflakes beim lange vergangenen Frühstück nichts zu essen gehabt, und da sind Geräusche, die nicht zum Arbeiten gehören.

Kirby flüstert dem Pony zu: «Das ist ein altes Haus. Wahrscheinlich ist es nur der Wind.» Nur dass die Verandatür eingeklinkt ist und nicht schlagen sollte. Die Dielen sollten nicht knarren wie unter dem Gewicht eines Einbrechers, der sich auf Zehenspitzen zu ihrem Zimmer schleicht, mit einem Sack in der Hand, in den er sie stecken und fortschleppen will. Oder vielleicht ist es die lebendige Puppe aus dieser gruseligen Fernsehserie, die auf ihren kleinen Plastikfüßen im Haus herumtapst. Kirby darf die Sendung eigentlich nicht sehen.

Kirby schlägt das Bettlaken zurück. «Ich gehe mal nachsehen, okay?», erklärt sie dem Pony, denn der Gedanke daran, abzuwarten, bis das Monster zu ihr kommt, ist nicht auszuhalten. Sie

schleicht zur Tür, die ihre Mutter mit exotischen Blumen und Kletterranken bemalt hat, als sie vor vier Monaten eingezogen sind, bereit, sie wem (oder was) auch immer ins Gesicht zu schmettern, das da die Treppe heraufkommt.

Sie steht hinter der Tür, als wäre sie ein Schutzschild, die Ohren gespitzt, und zupft an der groben Farboberfläche herum. Eine Tigerlilie hat sie schon bis aufs nackte Holz abgezogen. Ihre Fingerspitzen brennen. Die Stille schrillt in ihrem Kopf.

«Rachel?», flüstert Kirby so leise, dass außer dem Pony sie niemand hören kann.

Ein dumpfes Poltern, sehr nahe, dann ein Knallen und ein Splittern. «Shit!»

«Rachel?», sagt Kirby lauter. Ihr Herz rast in ihrer Brust.

Lange Stille. Dann sagt ihre Mutter: «Geh wieder ins Bett, Kirby, mir geht's gut.» Kirby weiß, dass das nicht stimmt. Aber wenigstens ist es nicht Talky Tina, die lebende Killerpuppe.

Sie hört auf, an der Farbe zu zupfen, öffnet die Tür und geht über den Flur, macht einen Bogen um die Glassplitter, die wie Diamanten zwischen den verblühten Rosen mit ihren vertrockneten Blättern und schwammigen Köpfen in einer Pfütze aus stinkendem Blumenwasser liegen. Die Tür ist einen Spaltbreit für sie offen gelassen worden.

Jedes neue Haus ist älter und schäbiger als das letzte, auch wenn Rachel die Türen und Schränke anmalt und manchmal sogar die Dielen, um es für sie in Besitz zu nehmen. Sie suchen die Bilder zusammen aus Rachels großem grauen Kunstband heraus: Tiger oder Einhörner oder Heilige oder braune Inselmädchen mit Blumen im Haar. Kirby benutzt die Bilder als Anhaltspunkte dafür, wo sie gerade wohnen. *Dieses* Haus hat die schmelzenden Uhren auf dem Küchenschrank über dem Herd, was bedeutet, dass der Kühlschrank links steht und das Badezimmer unter der Treppe ist. Obwohl die Raumaufteilung in jedem Haus wechselt, sie manchmal einen Hof haben und es in Kirbys Zimmer ab und zu einen

Wandschrank gibt, sie aber auch froh sein kann, wenn sie bloß Regale hat, bleibt Rachels Zimmer immer gleich.

Sie sieht darin eine Piratenbucht. («Piratenhöhle» korrigiert ihre Mutter, aber Kirby stellt sich eine versteckte Zauberbucht vor, eine, in die man hineinsegeln kann, wenn man Glück hat und die richtigen Hinweise auf deiner Karte stehen.)

Kleider und Schals liegen überall im Zimmer, als hätte eine Zigeunerpiratenprinzessin einen Wutanfall gehabt. Eine Sammlung Modeschmuck hängt an den goldenen Schnörkeln eines ovalen Spiegels, der das Erste ist, was Rachel aufhängt, wenn sie wieder in ein neues Haus ziehen, wobei sie sich jedes Mal unweigerlich mit dem Hammer auf den Daumen schlägt. Manchmal spielen sie Verkleiden, und Rachel schmückt Kirby mit sämtlichen Ketten und Armreifen und nennt sie «mein Weihnachtsbaum mädchen», obwohl sie jüdisch sind, oder jedenfalls zur Hälfte.

Am Fenster hängt ein Zierornament aus farbigem Glas, das in der Nachmittagssonne Regenbögen durchs Zimmer und über das schräg gestellte Zeichenbrett und die jeweilige Illustration tanzen lässt, an der Rachel gerade arbeitet.

Als Kirby ein Baby war und sie noch in der Stadt wohnten, stellte Rachel den Laufstall neben ihrem Arbeitstisch auf, sodass Kirby herumkrabbeln konnte, ohne sie zu stören. Sie hat meistens für Frauenzeitschriften gezeichnet, aber jetzt «ist mein Stil unmodern, Baby – da draußen geht es sehr flatterhaft zu». Kirby gefällt der Klang des Wortes flattern. Flattern-rattern-schnattern-flackern. Und es gefällt ihr, die Zeichnung ihrer Mutter mit der winkenden Kellnerin zu sehen, die zwei buttertriefende Pfannkuchenstapel balanciert, wenn sie auf dem Weg zum Eckladen an *Doris' Pancake House* vorbeikommen.

Aber jetzt ist das Glasornament kalt und tot, und die Nachttischlampe ist halb mit einem gelben Schal verhängt, sodass der ganze Raum ekelhaft ungesund wirkt. Rachel liegt auf dem Bett, hat sich ein Kissen übers Gesicht gezogen und ist noch komplett

angezogen, mit Schuhen und allem. Ihre Brust zuckt unter ihrem schwarzen Spitzenkleid, als hätte sie Schluckauf. Kirby steht an der Tür, will unbedingt, dass ihre Mutter sie bemerkt. Ihr Kopf platzt gleich vor Worten, von denen sie nicht weiß, wie sie sie sagen soll.

«Du hast im Bett die Schuhe an», bringt sie schließlich heraus.

Rachel hebt das Kissen vom Gesicht und sieht ihre Tochter aus verschwollenen Augen an. Ihr Make-up hat eine schwarze Schmierspür über das Kissen gezogen. «Sorry, Honey», sagt sie mit ihrer brüchigen Stimme. (Bei «brüchig» muss Kirby an abgebrochene Zähne denken, so wie bei Melanie Ottesen, als sie vom Kletterseil gefallen ist. Oder an angeschlagene Gläser, aus denen man nicht mehr trinken soll.)

«Du musst deine Schuhe ausziehen!»

«Ich weiß, Honey.» Rachel seufzt. «Schimpf nicht mit mir.» Sie schiebt die schwarzbraunen Riemchenpumps mit den Zehen von den Füßen und lässt sie auf den Boden poltern. Sie rollt sich auf den Bauch. «Kratzt du mir den Rücken?»

Kirby steigt auf das Bett und setzt sich im Schneidersitz neben sie. Das Haar ihrer Mutter riecht nach Rauch. Sie folgt dem verschlungenen Spitzenmuster des Kleides mit den Fingernägeln. «Warum weinst du?»

«Ich weine nicht richtig.»

«Doch, tust du.»

Ihre Mutter seufzt. «Es ist einfach diese Zeit im Monat.»

«Das sagst du immer», sagt Kirby missmutig und fügt als Nachsatz hinzu: «Ich hab ein Pony.»

«Ich kann es mir nicht leisten, dir ein Pony zu kaufen.» Rachels Stimme klingt abwesend.

«Nein, ich hab schon eins», sagt Kirby genervt. «Es ist orange. Es hat Schmetterlinge auf dem Hintern und braune Augen und eine goldene Mähne, und es sieht, mmh, irgendwie bekifft aus.»

Ihre Mutter wirft ihr einen Blick über die Schulter zu, anschei-

nend begeistert von der Vorstellung. «Kirby! Hast du etwas gestohlen?»

«Nein! Es war ein Geschenk. Ich wollte es nicht mal haben.»

«Dann ist es okay.» Ihre Mutter reibt sich mit dem Handballen die Augen und verschmiert dabei ihre Wimperntusche zur Einbrechermaske.

«Also kann ich es behalten?»

«Natürlich kannst du das. Du kannst fast alles tun, was du willst. Vor allem mit Geschenken. Du kannst sie sogar in eine Million Scherben zerbrechen.» Wie die Vase im Flur, denkt Kirby.

«Okay», sagt sie ernst. «Deine Haare riechen komisch.»

«Und das sagst ausgerechnet du?» Das Lachen ihrer Mutter tanzt wie ein Regenbogen durchs Zimmer. «Wann hast du dir denn das letzte Mal die Haare gewaschen?»